



Separatum aus:

THEMENHEFT 10

Norbert Kössinger / Astrid Lembke (Hrsg.)

Konrad von Würzburg als Erzähler

Publiziert im März 2021.

Die BmE Themenhefte erscheinen online im BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/). Die ›Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung‹ (BmE) werden herausgegeben von PD Dr. Anja Becker (München) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Die inhaltliche und editorische Verantwortung für das einzelne Themenheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://www.erzaehlforschung.de> – Kontakt: herausgeber@erzaehlforschung.de
ISSN 2568-9967

Zitiervorschlag für diesen Beitrag:

Yu, Meihui: *daz si niht wizen umb des leben / der in ze vater ist gegeben*. Transzendenter Ursprung und dynastische Genealogie im ›Schwanritter‹, in: Kössinger, Norbert/Lembke, Astrid (Hrsg.): Konrad von Würzburg als Erzähler, Oldenburg 2021 (BmE Themenheft 10), S. 163–188 (online).

Meihui Yu

*daz si niht wizzen umb des leben /
der in ze vater ist gegeben*

Transzendenter Ursprung und dynastische Genealogie
im ›Schwanritter‹

Abstract. Konrads ›Schwanritter‹ nimmt in der deutschsprachigen Werkreihe zum Schwanritter-Lohengrin-Stoff durch seine Nähe zur altfranzösischen Tradition und die konsequente Ausblendung des genealogischen Wissens eine Sonderstellung ein. Die Identität des Schwanritters wird nicht erhellt, jedoch anhand der Perspektivierung des Erzählten durch einen immanenten Ort als der Transzendenz zugehörig modelliert. Daraus entsteht das Legitimationspotential für die künftige Schwanrittergenealogie trotz des fehlenden genealogischen Wissens bzw. gerade wegen des numinosen Ursprungs, was sich im Gegenwartsbezug in der Deszendenz artikuliert. Zur finalen Motivierung des Mahrtenehe-Schemas, das die Handlungsstruktur prägt, tritt in Konrads Gestaltung der Handlungsbausteine der Sage die kausalpsychologische Motivierung hinzu. In einem Vergleich des ›Schwanritters‹ mit dem ›Partonopier‹ sollen Konrads eigentliche und uneigentliche Realisierung des Mahrtenehe-Schemas nebeneinander betrachtet werden.

Konrads von Würzburg Frühwerk ›Der Schwanritter‹ gehört zu den ersten deutschsprachigen Bearbeitungen des Schwanritter-Stoffes. Der vorliegende Beitrag untersucht zunächst die besondere Gestaltung des Sagenstoffes durch den Erzähler Konrad vor dem Hintergrund der französischen und der deutschen Stofftradition; in einem weiteren Schritt wird der ›Schwanritter‹ mit einem anderen Text aus Konrads Œuvre, ›Partonopier

und Meliur‹, in dem ebenfalls das Erzählschema der ›gestörten Mahrten-ehe‹ angewendet wird, verglichen.

In seiner Erzählung ›Der Schwanritter‹ adaptiert Konrad einen lokalen Sagenstoff, der in auserzählter literarischer Form erstmals im Kreuzzugszyklus der altfranzösischen *Chansons de geste* aus dem späten zwölften Jahrhundert begegnet und sich in den historiographischen Zeugnissen zahlreicher nordwesteuropäischer Herrscherhäuser wiederfindet. Der Sagenstoff handelt von der Rettung einer bedrängten Herzogin von Brabant/Bouillon durch einen aus einer Anderswelt¹ kommenden Ritter, der in einem Nachen von einem Schwan an das Ufer gebracht worden ist. Der Rettungsaktion folgt die Heirat, die unter der Bedingung eines Frageverbotes geschieht. Nach mehrjährigem Eheleben verstößt die Herzogin gegen das Verbot, weshalb der Schwanritter sie verlässt und wieder in die Anderswelt entschwindet. Die zugrundeliegende Handlungsstruktur der Sage ist in die Erzählliteratur verschiedener Sprachen eingewandert und hat unterschiedliche Formungen angenommen. In der deutschen Literatur des Mittelalters findet sich die Geschichte um den Schwanritter beispielsweise in der Schlussepisode des ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach (818,24–819,8 sowie 823,27–826,30), in dem bairischen strophigen Epos ›Lohengrin‹ und in der in Titurelstrophen verfassten Summe der Grals- und Artusromane von Ulrich Füetrer, dem ›Buch der Abenteuer‹ (Str. 2608–2951).

Konrads ›Schwanritter‹ umfasste in seiner vollständigen Gestalt 1642 Reimpaarverse (zur Überlieferung siehe unten und Schröder³1959, S. Vlf.) und ist mit hoher Wahrscheinlichkeit in der zweiten Hälfte der 1250er Jahre (vgl. Blöte 1898, S. 47; Boor 1967, S. 267; Brunner 1981, S. 281, 284f., 298f.; Ruf 1984, S. 185, 188; Brandt 1987, S. 78f.; ders. 2009, S. 27–30) als Auftragswerk² entstanden. Bei diesem Text handelt es sich um eine Ursprungserzählung, in der die Abstammung historischer Herrschergeschlechter von einem mythischen Ahnherrn inszeniert sowie Probleme und prekäre Situationen im genealogischen Diskurs verhandelt werden.

Dabei lässt eine nähere Betrachtung der Modellierung der Identität des Ahnherrn und der Handlungsmotivierung in Bezug auf das Erzählschema der ›gestörten Mahrtenehe‹, dessen Schlüsselement das Tabu darstellt, die Besonderheiten von Konrads Erzählung ans Licht treten, durch die sie sich von den anderen Bearbeitungen des Schwanritter-Lohengrin-Stoffes abhebt. Eine Besonderheit von Konrads Technik des ›Erzählens im Schema‹ liegt darin, dass er innerhalb einer Erzählung mythischen Ursprungs um eine rationalisierende Motivierung bemüht ist.

Der Text weist folgende Handlungsbausteine der Schwanritter-Sage auf: Bedrängnis der Herzogin; Ankunft des Schwanritters; Gerichtskampf; Verbot, nach der Herkunft des Schwanritters zu fragen; Heirat; Geburt der Kinder; Tabubruch und Abschied. Anders als in der französischen Tradition des ›Chevalier au Cygne‹, in der der Schwanritter als Großvater des Godefroid de Bouillon³ in dessen Genealogie eingereiht und damit in Verbindung mit dem Ersten Kreuzzug gebracht wird, ist hier der Bezug zum Kreuzzug in den Taten des verstorbenen Schwiegervaters des Schwanritters, Herzog Gottfrieds von Brabant, präsent. Dadurch wird der Ausblick auf Jerusalem aus der französischen Tradition zur Vorgeschichte. Bei der Untersuchung der Erzählweise Konrads in diesem Text ist man mit der besonderen Überlieferungslage konfrontiert, dass der unikale Textzeuge (Papierhandschrift Frankfurt a. M., Universitätsbibl., Ms. germ. qu. 2, Bl. 1^{ra}–10^{va}) fragmentarisch erhalten ist und neben dem fehlenden ersten Blatt vier weitere Lücken aufweist. Die Lücken betreffen vor allem die Passagen zum Frageverbot und zur Übertretung des Verbots in der Handlung.

Konrads Version der Schwanritter-Geschichte, die mit hoher Wahrscheinlichkeit auf französische Quellen zurückgeht, nimmt in der deutschsprachigen Werkreihe zum Schwanritter-Lohengrin-Stoff eine Sonderstellung ein (vgl. Lampp 1914, S. 5; Bleck 1987, S. 17 und 50). Dies zeigt sich vor allem und in auffälliger Weise daran, dass diese Version dem französischen ›Chevalier au Cygne‹ wesentlich näher steht als die übrigen deutschen Bearbeitungen des Stoffes, und zwar in den folgenden Punkten: Es

werden zwei Frauen bedrängt, der Schwanritter heiratet die Tochter⁴ und wird genealogisch nicht an die Gralssippe angebunden. Der Schauplatz von Konrads Geschichte, die Königspfalz *Niumâgen* (V. 196; wenn nicht anders angegeben, alle Textstellen zitiert nach Schröder ³1959, S. 1–41), entspricht ebenfalls der französischen Tradition, während die Lohengrin-Tradition in der Nachfolge Wolframs von Eschenbach Antwerpen als Ort der Handlung nennt.⁵

Im Kontrast zu den deutschen Erzähltexten der Lohengrin-Tradition, in der der Anklang an den Gralskomplex omnipräsent ist, bietet Konrad eine Version, in der das Frageverbot ein *factum brutum* darstellt, denn der Schwanritter bleibt bis zum Ende anonym und geschichtslos, abgelöst von allen genealogischen und gesellschaftlichen Bezügen (vgl. Strohschneider 1997, S. 131). In den anderen deutschen Schwanritter-Versionen werden die Herkunft des Schwanritters und der Grund des Frageverbots auf der Handlungsebene thematisiert, wodurch sie spätestens am Ende des Vortrags bzw. der Lektüre keine Geheimnisse mehr für die Rezipienten darstellen. Bei Konrad hingegen verfügt der Rezipient nach dem Vortrag bzw. der Lektüre über genauso wenig Information über die Herkunftssphäre des Schwanritters wie vorher. Aus diesem Grund und vor dem Hintergrund der Parallelen der Handlungsstruktur mit dem Mahrzenehe-Schema können bei Konrad eine überirdische Natur des Schwanritters und eine Verwandlungsmöglichkeit zwischen Mensch und Schwan, wie sie in der mittellateinischen und altfranzösischen Schwanenkinder-Geschichte vorgegeben ist, nicht ausgeschlossen werden. Darauf werde ich an einer späteren Stelle zurückkommen.

Aporie des Ursprungs und genealogisches Wissen

Im Gegensatz zum französischen ›Chevalier au Cygne‹, in dem der Protagonist beim Abschied ein Horn für seine Tochter hinterlässt, oder zu den sonstigen Bearbeitungen des Stoffes in der deutschen Literatur, in denen

er seinen Kindern und seiner Frau ein Schwert, ein Horn und einen Ring zum Abschied übergibt, ist bei Konrad nicht von einer Gabe die Rede. Der Schwanritter verschwindet also ganz aus der Geschichte, ohne ein Andenken an seine Person zurückzulassen. Auch die Tatsache, dass seine Identität bis zum Ende des Textes nicht erklärt wird, unterscheidet Konrads Text signifikant von den anderen mittelalterlichen Lohengrin- und Schwanritter-Versionen. Dies liegt nicht an der Überlieferungssituation, denn alle Textlücken in der Handschrift befinden sich vor der Stelle des Tabubruchs. Die physische Präsenz des adligen Körpers wird beim Abschied von Konrads Schwanritter weder gegen das Wissen über seine Person noch gegen Objekte eingetauscht, die metonymisch für ihn stehen würden.

Konrads Text thematisiert somit das zentrale Problem des Ursprungs einer Genealogie in prägnanter Klarheit und verschärfter Form. Das Rätsel um die Herkunft des Schwanritters sowie das Frageverbot für seine Ehefrau sind einerseits als literarische Chiffrierung der Aporie des Ursprungs, andererseits als Symbolisierung einer kaum auf Dauer überschreitbaren Grenze zwischen der menschlichen und der übernatürlichen Sphäre zu verstehen. Konrad radikalisiert diese der Sage inhärente Konstellation durch die Anonymität und Geschichtslosigkeit des Schwanritters sowie die Tatsache, dass die Herkunft der Figur auch nach dem Tabubruch weder für die Herzogin und ihre Kinder noch für die Leser enthüllt wird, was in anderen Versionen der Sage erfolgt. Bei Konrad wird vom Verschwinden des Schwanritters nur berichtet: *Sus schiet er von dem lande wît / und gab den liuten sînen segen.* (V. 1574f.) Ebenso wenig wird das Frageverbot an sich begründet (vgl. Strohschneider 1997, S. 134f.), so dass die Ursache des Rätsels wie auch das Rätsel um die Identität selbst im Dunkeln bleiben. Der Ursprung wird auf diese Weise als ein Geheimnis dargestellt, von dem zwar erzählt wird, das aber nicht erklärt werden kann.⁶

Verhandelt werden im ›Schwanritter‹ zwei Aspekte adliger Legitimation: einerseits die Präsenz des adligen Körpers, die sich etwa durch die außergewöhnliche physische Kraft demonstriert, an sich evident und nur

mit zeitlicher und räumlicher Einschränkung wirksam ist – sie wird durch die Ankunft des Schwanritters am Meeresufer und seinen Sieg im Gerichtskampf inszeniert; andererseits das genealogische Wissen, das medial bedingt und für die Zäsur des Generationswechsels und den Fortbestand der Herrschaft maßgeblich ist – wodurch das Frageverbot problematisch und verhängnisvoll wird (vgl. Schulz 2008, S. 387 und Strohschneider 1997, S. 134f.). Die Konsequenzen des Frageverbots betreffen insbesondere die nächste Generation, da die adligen Kinder ohne das Wissen um das eigene Herkommen sozial gesehen keine solchen mehr sind (vgl. Strohschneider 1997, S. 135). Es reicht nicht aus, dass sie im biologischen Sinne Nachkommen ihrer Eltern sind, sie müssen auch das Wissen um ihre Abstammung besitzen, um ihren Platz in der Gesellschaft zu finden und ihre Ansprüche auf Rang und Herrschaft sichern zu können. Das Prinzip »Erwähltheit suspendiert Herkunft« (Schulz 2000, S. 98) funktioniert bei den Augenzeugen, jedoch nicht für die Nachwelt. In Konrads Text wird deutlich, dass Genealogien im mittelalterlichen Denken als Ordnungen des Blutes und des Wissens verstanden wurden. Indem von diesem prekären Fall mit einer »genealogischen Nullstelle« (Strohschneider 1997, S. 152) erzählt wird, wird gleichwohl die Evidenz durch den Text »reinszeniert« und »in ein mythisches genealogisches Wissen umgewandelt« (Schulz 2008, S. 388; vgl. dazu auch Müller 2007, S. 46–106).

In der Ehe der Herzogin von Brabant mit dem Schwanritter verbindet sich eine menschliche Fürstin mit einem transzendenten Wesen (siehe unten ›Modellierung der Identität‹). Der Schwanritter kommt aus einer anderen Welt, seine Ankunft in Brabant ist dementsprechend nur über die Kategorie des Wunders zu fassen (V. 1614; V. 1620). Obgleich unklar bleibt, woher er kommt und wohin er am Ende der Erzählung entschwindet, ist evident, dass er der Sphäre der Transzendenz zugeordnet ist, da seine Ankunft und Hilfeleistung für Brabant von den Protagonisten wie vom Erzähler als Gottes Wirken aufgefasst werden (V. 318f.; V. 1614–1621).⁷ Eben-diese Bindung des Ahnherrn an den Raum des Überirdischen und

Übermenschlichen bringt vom Ursprung her ein besonderes Legitimationspotential für die künftige Schwanrittergenealogie mit sich (vgl. die Überlegungen zu Konfigurationen des Ursprungs bei Kellner 2004b; zur Überschreitung der Grenze zwischen Tier und Mensch bei ders. 2004a., insb. S. 142–153). Auch historische Geschlechter oder Familien im Spätmittelalter bemühten sich darum, von der Ansippung an einen solchen Stammvater zu profitieren. In Konrads Text wird die vom Schwanritter ausgehende genealogische Linie auf die nordwesteuropäischen Herrscherhäuser derer von Geldern, Kleve und Rieneck bezogen (siehe dazu Graf 1988/89, S. 285–291). Dies wird durch die eigentümliche Gestaltung der Genealogie bei Konrad ermöglicht, dass er den Ausblick auf Gottfried von Bouillon und Jerusalem aus der französischen Tradition in die Vorgeschichte umwandelt und dadurch den Platz der Deszendenz für die heimischen Fürstenhäuser freimacht. Konrad hatte wohl aufgrund der Auftragssituation das besondere Anliegen, den Bezug des mythischen Stoffes zur Erzählgegenwart herzustellen.

Eine Ehetragödie? Frageverbot und Motivierung

Anders als in der Lohengrin-Tradition ist bei Konrad die Herkunft des Schwanritters, ja selbst seine Zugehörigkeit zum Menschengeschlecht ungewiss (siehe dazu auch unten den Abschnitt zu Raum und Informationsvergabe), weshalb die Handlung mithilfe des Erzählschemas der ›gestörten Mahrtenehē‹ betrachtet werden kann.⁸ Üblicherweise verbindet sich in den Mahrtenehenerzählungen eine andersweltliche Frau mit einem Mann menschlicher Natur. In der Schwanritter-Sage sind die üblichen Geschlechterrollen invertiert. Konrads Erzählung ist durchlässig auf die mythische Grundstruktur des Schemas, was an der Reihung der Handlungsbausteine Ankunft – Verbot – Heirat – Tabubruch – Abschied erkennbar ist. In Hinblick auf die Motivierung der Handlung schließt die Erzählung eine weitere Dimension ein: Bedingt durch das Erzählschema ist sie final motiviert –

das stoffbedingte Verbot bereitet das Scheitern der Ehe vor; da die Handlung durch soziale Konventionen und Erwartungen rational begründet wird, ist sie zugleich kausal motiviert (vgl. Schulz 2008, S. 386f.). Hier wird die Fatalität des mythischen Schemas durch den Einbezug des historischen und personalen Horizonts einer Feudalgesellschaft konkretisiert, in der das genealogische Wissen für die Legitimation der Herrschaft über die Generationengrenze hinweg unabdingbar ist.

Die finale Motivierung auf der makrostrukturellen Ebene betrifft vor allem das Ergebnis des Zweikampfs und den endgültigen Abschied des Schwanritters. Dass es zu Letzterem kommen wird, das erfährt man in einer Vorausdeutung, die der Erzähler im Anschluss an die Schilderung der Hochzeit einschaltet:

Nu daz der hof ein zil gewan,
dô fuor der küene Karle dan
mit êren aber anderswar,
und ouch die frouwen freuden bar
..... e gas[t

17 Verszeilen

einander hæten lange zît.
doch wurden si gescheiden sît.

(V. 1349–1372)

Der Tabubruch, der die Trennung beider Ehepartner herbeiführt, ist hier – vom Erzählschema der ›gestörten Mahrtenehe‹ bedingt – eine zwangsläufige Konsequenz des Frageverbots. Freilich ist die finale Motivierung nicht die einzige und auch nicht die stets dominierende, sondern wird mit einer kausal-psychologischen Motivierung auf der mikrostrukturellen Ebene verschränkt, wie im Folgenden zu erläutern ist. Dies zeigt sich insbesondere daran, wie von dem Frageverbot, seiner Übertretung und von der Trennung des Paares erzählt wird.

Anders als sein französisches Pendant lehnt Konrads Schwanritter das Heiratsangebot der beiden Frauen zunächst ab, da seine Hilfeleistung eine unentgeltliche sein soll:

›Nein!‹ sprach der gast bescheiden
›darumbe enquam ich niht dâher,
daz ich gült oder wibes ger
ze solde noch ze lône.
[...]
(V. 1270–1273)

Erst unter der Bedingung, dass seine Anonymität auch in der Ehe gewahrt wird, willigt er in die Heirat ein. Dies lässt die Vermutung zu, dass die Hilfeleistung *âne lône* (V. 1276) nicht der eigentliche Grund für die anfängliche Ablehnung der Ehe ist. Da Konrads Erzählung anders als die Texte der Lohengrin-Tradition auch nachträglich, d. h. nach dem Tabubruch, keine Begründung für das Frageverbot liefert, ist es hier nicht eindeutig, warum der Schwanritter die Ehe zunächst ablehnt – will er seine Anonymität schützen? Oder kommt die Bindung der Ehe an das Frageverbot von einer höheren Instanz, der er sich nicht widersetzen kann? Lehnt er die Ehe zunächst ab, damit er die Bedingung stellen kann? Jedenfalls eröffnet Konrad eine Situation, in der die Vereinbarung des Frageverbots zumindest scheinbar einen Grund hat – sie schwächt die eheliche Verbindung etwas ab und macht sie dadurch für den Schwanritter akzeptabler. Dies unterscheidet Konrads Text von der französischen Version, in der der Schwanritter das Frageverbot in der Hochzeitsnacht seiner bereits geheirateten Braut auferlegt. Die anfängliche Ablehnung bei Konrad motiviert also die Vereinbarung einer Bedingung für die Ehe, in diesem konkreten Fall die Vereinbarung des Frageverbots. Damit macht sich der Schwanritter auf eine uneigentliche Weise für die Ehe verfügbar: Er geht die Ehe ein, jedoch ohne das Wissen über seine Person zu verraten, das nach zeitgenössischen Vorstellungen für eine eheliche Verbindung unverzichtbar ist (vgl. Weidenkopf 1979, S. 308). Die Textlücke V. 1278–1298 ist so beschaffen, dass das

darauffolgende Verbot mit hoher Wahrscheinlichkeit gerade noch vollständig erhalten ist:

ob sî mich frâge **wer ich sî**,
 daz ich dan ledec unde frî
 mit rehte müeze werden,
 und daz ich ûf der erden
 mich scheidē von ir sâzehant.
 wil si daz ich ir tuo bekant
 von **mînen friunden** ihtes iht
 sô wizzent daz ich langer niht
 belibe in ir betwinge.
 sus wil ich mit gedinge
 si zeinem wîbe kiesē,
 daz si mich niht verliesen
 geruoche mit ir frâge,
 sô daz si **mîner mâge**
 niht vorsche noch der **dinge mîn**‹.
 (V. 1299–1313; [hier und unten](#)
[Hervorhebungen von der Autorin](#))⁹

Auffällig ist, dass das Verbot durch die beiden Konditionalsätze (V. 1299 und V. 1304) doppelt determiniert ist – verboten ist nicht nur das Fragen nach der Identität des Schwanritters (V. 1299), sondern auch das Wissen-Wollen seiner Braut (V. 1304). Parallel dazu fasst der Schwanritter in den letzten vier Versen (V. 1310–1313) der zitierten Passage die Bedingung zusammen: Seine Gemahlin kann ihn durch *ir frâge* (V. 1311) *verliesen* (V. 1310) oder aber durch *vorsche[n]* (V. 1313). Damit hängt die Beurteilung des Tabubruchs an späterer Stelle eng zusammen. Auch der Inhalt des Frageverbots ist im Vergleich mit Wolframs Version am Schluss seines ›Parzival‹ überdeterminiert – thematisiert wird nicht nur die Identität, sondern auch freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen des Schwanritters. Die Mutter stimmt der Heirat der Tochter unter den genannten Konditionen zu, während unklar bleibt, ob die Braut als die eigentlich Betroffene auch selbst gelobt, das Verbot einzuhalten und nicht nach

der Herkunft des Schwanritters zu fragen oder zu forschen (Textlücke V. 1317–1334): *Des antwurt im diu herzogin / der maget muoter unde sprach, / daz niemer¹⁰ im kein ungemach [...]* (V. 1314–1316).

Die Übertretung des Verbots zieht nicht nur am Faden der finalen Motivierung die Handlung auf das tragische Ende hin, sondern ebendieses Ende wird auch ausführlich kausal motiviert und gewinnt an psychologischer Plausibilität. Eingeleitet wird der Tabubruch durch eine auffällige Umkehrung, denn eine Frage stellt nicht die Gemahlin des Schwanritters, sondern dieser selbst, die sie dann beantwortet. Aus der lückenhaften Textstelle V. 1378–1407 kann man die ungefähre Handlung rekonstruieren: Nach mehreren Jahren glücklichen Ehelebens und der Geburt zweier Kinder¹¹ kehrt der Schwanritter eines Tages nach einer angenehmen Jagd nach Hause zurück und findet seine Frau voller Jammer und Leid vor. Daraufhin fragt er sie:

waz wirret iu? daz sagent mir,
 sô rehte liep als ich iu sî.
 waz iu won ungemüetes bî,
 daz ruochent mir durgründen
 und ûf ein ende künden.
 (V. 1408–1412)

Mit diesen Sätzen fordert der Schwanritter seine Frau auf, die Ursache ihres Leids ihm bekanntzumachen. Die Frage *waz wirret iu?* erinnert – insbesondere vor dem Horizont der Stoffgeschichte – nahezu unausweichlich an Parzivals erlösende Frage an Anfortas: *æheim, waz wirret dier?* (›Parzival‹, 795,29),¹² obwohl der Schwanritter in Konrads Erzählung nicht an die Gralssippe angebunden wird. In ihrer Rede stellt die Ehefrau keine einzige Frage:

›Herre, ich mac wol trûric sîn!‹
 sprach diu werde herzogin
 ›ich hân von iu zwei schoeniu kint,
 diu beidiu wol gerâten sint,

und ist verborgen mir dâbi,
 von waz **geburt** er komen sî
 der in ze vater ist gezelt.
 mîn herze daz hât iuch erwelt
 für alle man ze liebe noch,
 und <ir> verbergent mir iedoch
 ze tougenlichen **iuwer dinc**.
 sît daz ir in dis landes rinc
 her quâmet, sô getorste ich nie
 gevorschen noch gefrâgen hie,
 waz **iuwer künne** wære.
 der kumber und diu swære
 ze herzen mir gedrücket sint.
 sô man nu frâget unser kint
 hernâch umb **ir geslehte**,
 so enkunnen si ze rehte
 bescheiden noch bediuten,
von welher hande liuten
ir quæmet her in disiu lant.
ir mâge sint in unbekant
 unde **ir besten friunde namen**:
 si müezen sich des iemer schamen,
 daz si niht wizzen umb **des leben**
 der in ze vater ist gegeben<.

(V. 1413–1440)¹³

Die Ehefrau antwortet, dass die Identität und Herkunft ihres Mannes ihr unbekannt geblieben seien und dass sie sich nie getraut habe, danach zu forschen oder zu fragen. Sie formuliert ihr Bedürfnis, darüber zu wissen, um. Statt einer Frage legt sie ein Problem dar, nämlich, dass die gemeinsamen Kinder in ihrem späteren Leben keine Auskunft geben können, wenn sie nach ihrer Abstammung väterlicherseits gefragt werden (V. 1430–1440). Eine solche Aussicht werde den Kindern *scham* [...] (V. 1438) bringen, was die Frau in *kumber* und *swære* (V. 1428) versetzt. Dennoch gilt das Tabu als gebrochen, da die Ehefrau gegen das Verbot des Wissen-Wollens verstoßen hat (vgl. *wil si daz ich ir tuo bekant*, V. 1304). Dies wird durch die Gegenrede des Schwanritters bestätigt (*daz ir versmâhent mîn*

gebot, V. 1463). Mit einem Bündel an Vokabeln, die die genealogischen, verwandtschaftlichen und dynastisch-herrschaftlichen Verhältnisse um eine Person bezeichnen – *geburt* (V. 1418), *dinc* (V. 1423), *künne* (V. 1427), *geslehte* (V. 1431), *welher hande liuten* (V. 1434), *mâge* (V. 1436), *frunde* (V. 1437), *leben* (V. 1439) – zielt die Ehefrau auf die Informationen, nach denen nicht gefragt oder geforscht werden darf. Die variierenden Formulierungen, die das Tabuisierte bezeichnen, häufen sich in ihrer Rede, so dass ihrem Wunsch nach dem Wissen umso stärkerer Ausdruck verliehen wird. Thematisiert wird hier nicht der Name, der lediglich auf eine isolierte Identität verweisen würde; sondern soziale Beziehungen, in denen sich der Schwanritter befand oder befindet und anhand derer sich sein gesellschaftliches Dasein konstruiert – *wer ich sî* (V. 1299) im sozial gebundenen Sinne. Diese Beziehungen sind für das Herkommen des neuen Spitzenahns und somit für die Fortsetzung der Dynastie von höchster Bedeutung. Die eingehende und dringliche Problemdarstellung in der Rede der Ehefrau zeichnet Konrads Erzählung gegenüber dem ›Parzival‹ und dem bairischen ›Lohengrin‹ aus, in denen die Motivation des Tabubruchs entweder nicht oder nur kurz genannt wird. Zum Vergleich werden die entsprechenden Passagen hier zitiert:

vil liute in Brâbant noch sint,
die wol wizzen von in beiden,
ir enpfâhen, sîn dan scheiden,
daz in ir vrâge dan vertreip,
und wie lange er dâ beleip.

(›Parzival‹, 826,10-14)

sô west ich daz gerne wann ir waert geborn.
durch willen unserr kinde muoz ich iuchz vrâgen,
Und seit mir mîn herze doch, daz ir sît adels rîche
und daz ir iuchs niht durfet schamen,
ir nent mir wol iuwer geslehte und iuweren namen,

(›Lohengrin‹, 699,5-9)

Auffällig ist, dass Konrads Schwanritter seine Ehefrau des Fragens zeilt (*daz ir nâch mînen mâgen / alsus beginnent frâgen*, V. 1449f.), wie sie auch später selbst ihr Vergehen *die vertânen frâge mîn* (V. 1495) nennt, obwohl sie keine Frage gestellt hat.

Nicht nur der Tabubruch der Ehefrau, sondern auch die Reaktion des Schwanritters darauf wird durch die Figurenrede ausführlich psychologisch motiviert. In der oben zitierten Rede begründet die Ehefrau ihr Bedürfnis zu wissen mit dynastischem Interesse und emotionaler Bindung – *liebe* (V. 1421), später führt sie ihr Vergehen auf *gutes willen* (V. 1490) zurück. Der Schwanritter glaubt hingegen, am Nachforschen seiner Frau Zweifel an seinem Adel und böse Absichten erkennen zu können:

Der ritter von der rede erschrac.
er sprach: ›nu kan ich unde mac
wol hoeren unde wizzen,
daz ir iuch hânt **gefliizen**
mit willen ûf mîn ungemach.
iuch dunket **daz ich iu ze swach**
ze wirte und zeime manne sî.
[...]
ich sihe wol, iuwer herze sent
ûf mînen schaden **mit genuht**.
(V. 1441–1453)

Auch sieht er den Anstand und die aufrichtige Gesinnung seiner Frau gefährdet:

ir hânt benamen iuwer **zuht**
vil sêre an mir zebrochen.
[...]
und ist nu valsch und üppiclich
al iuwer rede worden;
ir hânt **der wârheit orden**
vil sêre an mir zetrennet.
(V. 1454–1461)

Von der Bedingung der Ehe her gesehen ist die Trennung des Paares durch das Nachforschen der Herzogin verursacht, doch die Ehe wird auch emotional gefährdet, der Schwanritter wird durch den Zweifel an seiner Herkunft gekränkt.¹⁴ Im Vergleich zu anderen Versionen der Schwanritter-Geschichte ist dieses Schelten bei Konrad singulär.¹⁵ Dadurch wird das tragische Ende final und psychologisch doppelt motiviert. Dementsprechend bleibt ambivalent, ob das Scheiden des Schwanritters von seinem eigenen Willen oder einer höheren Instanz veranlasst wird. Erzählt wird mit dem Modalverb *wollen*: *doch wolte er niht erwinden / an sîner verte sâzehant* (V. 1556f.) und *beliben wolte er dô niht mê* (V. 1564); der Schwan, der ihn wieder abholt, ist von ihm *geheizen* (V.1569) worden. Auch dies ist eine Besonderheit von Konrads Version gegenüber dem französischen ›Chevalier au Cygne‹, in dem der Schwan nach seinem Ritter ruft und dieser entweder Bouillon verlassen oder sterben muss (vgl. die Nacherzählung des ›Chevalier au Cygne‹ bei Nelson 1985, S. xiv–xxvi). Hier lässt sich geltend machen, was Jan-Dirk Müller am Melusinenroman Thürings von Ringoltingen beschreibt: ›Der Mechanismus der Erzählung von einer gescheiterten Mahrtehe löst sich in der Psychologie eines Ehedramas auf. [...] Was mythische Zwangsläufigkeit war, erscheint als psychologische Plausibilität.« (Müller 2008, S. 441) An Konrads Formulierung des Verbots, des Tabubruchs und seiner Konsequenzen kommen feudale Interessen und zeitgenössische normative Werte zum Ausdruck. Sein Text legt mit einer solchen Gestaltung der Handlungsbausteine Bemühungen um eine rationalisierende Motivierung innerhalb einer Erzählung mythischen Ursprungs offen.¹⁶

Im Detail zeigen die Reminiszenzen an Wolframs Gralsroman, wie Konrad mit der literarischen Tradition umgeht: Zwar bearbeitet er einen anderen Zweig des Schwanritter-Stoffes als Wolfram – mit statt ohne Zweikampf, ein Herzog statt vieler Grafen als Bedränger, ohne statt mit Anbindung an die Gralssippe – doch erinnert er mit einer Anspielung auf wörtlicher Ebene an die ältere Schwanritter-Geschichte in der deutschen

Literatur: *œheim, waz wirret dier?* Parzivals Versäumnis bei seinem ersten Besuch auf der Gralsburg, diese Frage zu stellen, ist laut Wolfram genau der Grund, warum der Schwanritter und mit ihm alle späteren Gralsgesandten nicht nach ihrem *namen* und ihrem *geslecht[...]* (»Parzival«, 818,29) gefragt werden dürfen.

Modellierung der Identität

An den Begriffen, die die Ehefrau bei der Übertretung des Verbots verwendet – in erster Linie *geburt* (V. 1418), *geslehte* (V. 1431), *mâge* (V. 1436) –, lässt sich erkennen, dass sich dem mittelalterlichen dynastischen Verständnis nach die Identität eines Adligen, insbesondere eines Herrschers, vor allem über seine Position im Personenverband definiert. Gerade dies wird freilich in Konrads Text ausgeblendet. Bis auf die Ehebindung mit der Brabanter Erbin bleibt die narrativ entfaltete Identität des Schwanritters beziehungslos, weder in der Erzählerrede noch in der Figurenrede wird sie präziser konturiert. Einzig lässt die Raumbeschreibung Mutmaßungen zu. Die Identität des Schwanritters, die bis zum Ende der Handlung sowohl den anderen Figuren als auch den Rezipienten unbekannt bleibt, wird durch die Beschreibung der Teilräume der erzählten Welt als der Transzendenz zugehörig modelliert. Eine bedeutende Grenze zwischen zwei Teilräumen im Text stellt das Meer dar. Es trennt Brabant von der Herkunftssphäre des Schwanritters und fungiert als Träger der Reise aus einer Anderswelt, als Übergang aus dem Numinosen. Die Signifikanz des Meeres erkennt man daran, dass Nimwegen in der Erzählung Konrads entgegen der realen Geographie direkt am Meer liegt, was wohl als eine »Idealität der Konfiguration« (Weidenkopf 1979, S. 316) aufzufassen ist. Das Erzählte wird durch den Ort Nimwegen perspektiviert – es wird nur erzählt, was in Nimwegen geschieht und nicht, was mit dem Ritter und dem Schwan auf ihrem Weg nach Brabant und nach ihrem Abschied außerhalb der Sichtweite der Bewohnerinnen und Bewohner von Brabant passiert. Der Ritter mit seinem

Begleiter wird erst wahrgenommen, nachdem beide in die von Nimwegen ausgehende Sichtsphäre eingetreten sind, und zwar zunächst durch König Karl:

Der küene blicte nebensich
aldurch ein venster wünnlich:
dô spürte er daz ein wizer swan
flouc uf dem wazzer dort herdan
und nâch im zôch ein schiffelîn
an einer keten silberîn,
diu lüter unde schöne gleiz.

(V. 245–251)

Sobald das Geschehen die Grenze des vom Rheinufer aus Sichtbaren überschreitet, wird nicht mehr davon erzählt. Das betrifft den Abflug des Schwans nach der Ankunft des Ritters ebenso wie den endgültigen Abschied des Schwanritters:

daz schiffelîn gefüeret wart
mit im von dannen über sê.
man sach ir beider dâ niht mê,
wan si dô sunder lougen
den liuten ab den ougen
schier unde balde wâren komen.

(V. 388–393)

der ritter edel unde hêr
fuor sîne strâze bî der zît:
noch quam er wieder niemer sît
ze kinde noch ze wibe.

(V. 1590–1593)

Der Raum, aus dem der Schwanritter stammt, erweist sich als unverfügbar für die erzählte Welt. Durch diese Grenzziehung entsteht eine Markierung der Immanenz.¹⁷ Indem vor und nach der Erscheinung des Schwanritters

im Blickfeld der Brabanter nichts von ihm erzählt wird, bleiben seine Identität und Herkunft eine transzendente Leerstelle, was gerade für die Konfiguration des Ursprungs produktiv sein kann.

Informationsvergabe und Erzählschemata – Vergleich des ›Schwanritters‹ mit ›Partonopier und Meliur‹

Konrads Œuvre schließt einen weiteren Text ein, in dessen Handlung das Motiv des Tabus einen gewichtigen Baustein darstellt, nämlich ›Partonopier und Meliur‹ (vgl. dazu den Beitrag zu ›Partonopier und Meliur‹ von Seraina Plotke in diesem Heft). Hier sei ein erster Vergleich von ›Schwanritter‹ und ›Partonopier‹ im Blick auf die Informationsvergabe und die Erzählschemata versucht. Die Schwanritter-Sage setzt das Mahrtehe-Schema mit invertierten Geschlechterrollen um; im ›Partonopier‹, der heterogenes Erzählmaterial aufnimmt, liegt – bis zum Tabubruch durch Partonopier – ein scheinbares Feenmärchen mit den üblichen Geschlechterrollen des Mahrtehe-Schemas vor. Das Feenmärchen ist ein scheinbares, da Meliur keine eigentliche Fee ist, sondern eine Reichserbin, die ihre Zauberkraft aus Büchern erlernt hat (›Partonopier‹, V. 8058f., V. 8086-8099, V. 8134-8138). Die Unsichtbarkeit ihres Hofes und das Tabu, das sie Partonopier auferlegt, gehen auf ihren Willen statt auf eine Magie übergeordneter Natur zurück. Die vermeintliche ›Anderswelt‹ ist hier also eine menschengemachte. Dementsprechend erfolgt die Trennung der Liebenden nach Partonopiers Tabubruch aufgrund der höfischen Normen – eine offene Liebesbeziehung mit einem *knaben* (›Partonopier‹, V. 1906) würde Meliurs Ansehen schaden – statt aus magischem Zwang (vgl. das oben genannte höhere Gesetz im ›Chevalier au Cygne‹, nach dem der Schwanritter sterben muss, falls er Bouillon nicht verlässt). Meliurs Zauber ist nicht ohne Grenzen, er scheitert an einem Gegenzauber. Nachdem Partonopier mit der Zauberlaterne seiner Mutter Meliur gesehen hat, verliert Meliurs Unsichtbarkeitszauber seine Kraft:

friunt, nu hâst du widertân
mit diner künste mînen list,
sô daz er gar verdorben ist
und er niht krefte mêr enhât.
der hôhen kündekeite rât,
daz ich von dir gesehen bin,
der füeget mir den ungewin,
daz mich hilfet niemer mê
kein starkiu zouberie als ê.
nigromancie kan ich noch
wol ueben unde enhilfet doch
an mir noch diu selbe kunst:
si wart erleschet von der brunst
der kerzen, diu dô brante,
dô mich dîn ouge erkante,
daz mich ze schaden hât gesehen.
(›Partonopier‹, V. 8152-8167)

Dies ändert freilich nichts an der Beobachtung, dass die Zauberwelt menschengemacht ist und die Trennung den höfischen Normen Genüge tut, da Meliur vor ihrem Hof sonst *an den êren veigen* (›Partonopier‹, V. 8197) müsste.

In beiden Texten werden Informationen vorenthalten, und zwar sowohl den Rezipienten als auch einem Teil der Figuren. Ähnlich dem Schwanritter besitzt Meliur einen ›Informationsvorsprung‹; ersterer durch seine transzendente Herkunft und räumliche Erfahrung, letztere durch das Unsichtbarmachen ihrer Person und ihres Hofes mithilfe ihrer Kenntnisse der Zauberei. Der ›Informationsrückstand‹, in dem sich der Rezipient zusammen mit dem ›gewöhnlichen‹ Beziehungspartner – d.h. der Herzogin bzw. Partonopier (zunächst) – befindet, resultiert im ›Schwanritter‹ aus der Perspektivierung durch einen immanenten Ort, im ›Partonopier‹ aus der Fokalisierung durch die Figur Partonopier,¹⁸ die nicht zauberkundig ist und der daher nur eingeschränkte Wahrnehmung in der Zauberwelt gewährt wird. Das Frageverbot bzw. Sichtverbot dient jeweils dazu, diese Differenz

im Informationsstand aufrechtzuerhalten. Während im ›Schwanritter‹ diese Differenz bis zum Ende der Erzählung bestehen bleibt, da der Erzähler scheinbar nicht mehr weiß als die Brabanter mit ihrem ›Informationsrückstand‹, wird sie im ›Partonopier‹ im Laufe der Narration nivelliert: Der Erzähler vermittelt nachträglich auktorial das Wissen, das er zuvor streckenweise zurückgehalten hat.¹⁹ Dies tut er durch Meliurs Mund, beginnend mit dem Satz *ich wil dir lâzen mîniu dinc / werden ûf ein ende schîn.* (›Partonopier‹, V. 8062f.)

Anders als im ›Schwanritter‹ verwendet Konrad im ›Partonopier‹ mehr als nur ein Erzählschema. Hier interferiert nämlich das Mahrtenehe-Schema mit dem Schema des Minneromans, von denen das erstere bis zum Tabubruch die Erzähloberfläche mit Fokalisierung durch Partonopier dominiert, das letztere Meliurs Auffassung der Liebesbeziehung bestimmt und vom Ende der Handlung her gesehen das vorherrschende ist (vgl. Schulz 2000, S. 96). Auch aus diesem Grund ist das Verbot Meliurs ein befristetes (›Partonopier‹, V. 2068-2071), es dient nämlich temporär bis zur Ritterwerdung Partonopiers als Schutzrahmen einer geheimen Beziehung (›Partonopier‹, V. 8139-8149). Das dem scheinbaren Mahrtenehe-Schema inhärente Motiv des Tabubruchs führt zur Trennung der Liebenden, die aus der Sicht des Minneroman-Schemas gesehen für die Bewährung Partonopiers notwendig ist. Das Mahrtenehe-Schema wird auf das Ende hin geführt und gebrochen, um das Minneroman-Schema zu erfüllen. Dementsprechend erhält das Verbot im ›Schwanritter‹ und im ›Partonopier‹ eine jeweils andere Konfiguration und dem Tabubruch kommt eine jeweils andere Funktion zu: Während das Frageverbot das Numinose an der Herkunft des Schwanritters verhüllt und eine Chiffrierung der Aporie des Ursprungs darstellt, ist Meliurs Unsichtbarkeit für Partonopier Folge eines mit erlernten Zauberkenntnissen realisierten Eigenwillens. Die Herzogin bricht das Tabu, um den Schwanritter für immer zu verlieren; Partonopier bricht das Tabu, um nach der Bewährung als qualifizierter Herrscher und legitimer Ehemann an Meliurs Hof zurückzukehren.²⁰

In Konrads ›Schwanritter‹ wird die aus dem Frageverbot resultierende genealogische Nullstelle beim neu eingesetzten Spitzenahn der Brabanter Dynastie unter den Augenzeugen durch die Evidenz des adligen Körpers kompensiert, an der Zäsur des Generationswechsels schafft sie jedoch Legitimationsprobleme. Indem die Evidenz textuell inszeniert wird, wird die transzendente Herkunft narrativ verbürgt und geht in etabliertes genealogisches Wissen ein. Im Vergleich zur französischen Tradition und zu den anderen deutschen Bearbeitung desselben Stoffes zeichnet sich Konrads Schwanritter-Erzählung durch die zugespitzt inszenierte Aporie des Ursprungs aus, indem er weder das Gralsgeschlecht oder eine sonstige Abstammung erwähnt noch seinen Schwanritter die verbotene Frage beantworten lässt. Das Geheimnis der Identität und der Herkunft bleibt bis zum Ende des Textes bestehen, das verschwiegene genealogische Wissen wird nicht eingeholt, sondern durch die vertextete Evidenz ersetzt. Das Legitimationspotential des Neugründungsaktes bei Konrad liegt gerade in dem Geheimnisvollen und Numinosen, was durch die Aufzählung der Deszendenz bis in die geschichtliche Zeit der Schreibsituation bezeugt wird. Zudem werden die Figurenhandlungen in den Figurenreden ausführlich kausal motiviert, wodurch die Erzählung auf Grundlage eines mythischen Stoffes an psychologischer Plausibilität gewinnt. Ein erster Vergleich des ›Schwanritters‹ mit dem ›Partonopier‹ zeigt, dass Konrad im ersteren Werk konsequent dem Schema der ›gestörten Mahrtehe‹ folgt, während das letztere Werk eine Interferenz zweier Schemata aufweist. Als dessen Konsequenz befindet sich der ›gewöhnliche‹ Beziehungspartner in beiden Texten am Ende der Erzählung auf jeweils unterschiedlichen Informationsstufen, die sich in beiden Fällen mit dem Wissen des Erzählers decken.

Anmerkungen

- 1 Gemeint ist eine Gegenwelt zur vertrauten Welt, zu der der Zugang für Sterbliche nur unter bestimmten Bedingungen möglich ist.
- 2 Vgl. Brunner 1981, S. 284f.; Ruf 1984, S. 185–188; Brandt 1987, S. 78f.; Kokott 1989, S. 29; Schnütgen 1990, S. 16–20; Beckers 1993, S. 427–430 sowie zuletzt die ahistorisch anmutende Hypothese van D’Eldens (1988/89, S. 237–238, Anm. 28), es sei nach einer Frau als Auftraggeberin zu suchen, weil die Erzählung ihrer Ansicht nach »zweifelsohne einen profeministischen Standpunkt« widerspiegeln.
- 3 Godefroid de Bouillon, gest. 1100, war einer der Heerführer des Ersten Kreuzzugs und der erste Herrscher im christlichen Königreich Jerusalem (1099–1291). Er nahm jedoch keine Königswürde an, sondern nannte sich *advocatus sancti sepulchri*.
- 4 Konrads Text kennt zwei bedrängte Frauen in der Konstellation Mutter – Tochter. Dass der Schwanritter die Tochter zur Ehefrau nimmt, wird aufgrund der Lücken im überlieferten Text nicht explizit erzählt. Jedoch lässt es sich aus der unmittelbar auf die erste Textlücke folgenden Stelle (V. 1299–1316) erschließen, denn der Schwanritter redet mit der Mutter des Mädchens über die Bedingungen der Heirat und nennt die Person, die das Frageverbot einzuhalten hat, mit dem Pronomen der dritten Person *sî* (V. 1299), weshalb die Tochter als Gattin gemeint sein muss. Der Aussage des Schwanritters vor dem Gericht, *daz er dô wolte ir kemphe sîn* (V. 883), kann man ebenfalls entnehmen, dass er der Tochter zugeordnet ist, denn das *ir* bezieht sich hier auf *diu blunde* (V. 876).
- 5 Konrad benennt mit dem Sachsenherzog einen auswärtigen Fürsten als Eindringling, was die Nähe seiner Version zur Redaktion AD des ›Chevalier au Cygne‹ zeigt. Ein anderer Überlieferungsstrang dieser Branche präsentiert einen heimischen Grafen als Bedränger.
- 6 Siehe Blumenberg 1990, S. 143, mit Blick auf den Ursprung: »[...] dann eben wird nicht erklärt und nicht nach Erklärung verlangt. Es wird eben nur erzählt«.
- 7 Zum Transzendenz-Begriff in diesem Fall: Bei der Figur des Schwanritters in Konrads Text meine ich mit diesem Begriff zwei Aspekte, einerseits die Überschreitung der Kategorien der irdischen Lebewesen, andererseits die Gottgesandtheit.
- 8 Zur Einbettung der Schwanritter-Geschichte in das Erzählschema der ›gestörten Mahrtenehe‹ vgl. Schulz 2008, S. 385–388; zu Konrads Roman ›Partonopier und Meliur‹, der teilweise ebenfalls diesem Schema zuzuordnen ist, vgl. ebd., S. 409–455 sowie ders. 2000, S. 82–120, insb. S. 88–90.

- 9 Von der Autorin hervorgehoben sind Begriffe, die die Informationen benennen, nach denen nicht gefragt oder geforscht werden darf.
- 10 Die Handschrift bietet an dieser Stelle die Lesart *numant* (Bl. 8a^{rb}). Gleichwohl scheint die Konjekture Schröders plausibler zu sein, denn nur die Tochter ist dem Gesetz nach im Stande, dem Schwanritter *ungemach* zuzufügen. Blattzählung nach der Handschrift; Bl. 8a ist das zunächst verschollene, dann wiedergefundene und eingefügte Blatt zwischen Bl. 8 und Bl. 9.
- 11 Die Handschrift gibt V. 1374 die Anzahl der Kinder als *drie* (Bl. 8a^{vb}) an, was ein Schreibfehler sein dürfte. Denn die Frau des Schwanritters sagt an einer späteren Stelle *ich han von uch zwei schone kint* (Bl. 9^{ra}, V. 1415, Kürzel aufgelöst), und der Erzähler nennt in der Abschiedsszene die Herzogin und die Kinder zusammen *alle dru* (Bl. 10^{ra}, V. 1581).
- 12 Für die Bestätigung dieser Betrachtung bedanke ich mich bei Katharina Philipowski.
- 13 Von der Autorin hervorgehoben sind Begriffe, die die Informationen benennen, nach denen nicht gefragt oder geforscht werden darf.
- 14 Vgl. ebd., S. 388: »Der Schwanritter interpretiert die Frage der Herzogin als einen Angriff auf seine *êre*«.
- 15 Im bairischen ›Lohengrin‹ und im ›Buch der Abenteuer‹ drückt der Titelheld kein emotionales Empfinden nach dem Tabubruch aus, sondern hält sich ausschließlich am Gralsgesetz des Antwortens und Scheidens.
- 16 Vgl. Schulz 2000, S. 94 in Hinsicht auf die Subjektivität der Figuren: »Wo die Selbstverständlichkeit der ›Motivation von hinten‹ nicht mehr existiert, muß das Erzählgeschehen neu ›von vorne‹ motiviert werden.«
- 17 Mit ›immanent‹ ist hier gemeint: der irdischen, menschlichen Lebenswelt zugehörig; dem menschlichen Zugriff verfügbar.
- 18 Diese Fokalisierung ist nicht durchgehend. Die erste Begegnung beider Protagonisten an Meliurs Hof wird vorwiegend aus Partonopiers Perspektive erzählt, jedoch mit auktorialen Einsprengseln. Gleichzeitig hat der Erzähler Einsicht in Meliurs Innenwelt – auch sie brennt vor Minne-Feuer (Gefühle; ›Partonopier‹, V. 1552-1554, V. 1570-1577); sie bestätigt an Partonopiers Rede, dass er edel ist (Erkenntnisse; ›Partonopier‹, V. 1544-1549). Meliurs Wahrnehmung werden in dieser Passage jedoch nur wenige Verse gewidmet.
- 19 Vgl. die Feststellung bei Schulz 2000, S. 82f. und 95, dass im Vergleich zu den französischen Vorlagen der ›point of view‹ in Konrads ›Partonopier‹ nur scheinbar vom allwissenden Erzähler auf den Protagonisten verschoben werde.

- 20 Siehe auch ebd., S. 100 zur Funktion der Verbote im ›Partonopier‹: »Die ursprünglich ›magischen‹ Rahmenbedingungen der Liebe, die beiden Tabus, sichern nichts weiter als die befristete Heimlichkeit der Beziehung.« Ähnlich Wawer 2000, S. 227 zur Funktion des Tabus, »den Liebenden einen exklusiven Schutzraum zu schaffen«, an einer anderen Stelle dieser Arbeit spricht Wawer von »soziale[m] Freiraum« und »liminale[r] Periode« (ebd., S. 80).

Literaturverzeichnis

Handschrift

Frankfurt am Main, Universitätsbibliothek, Ms. germ. qu. 2. (Digitalisat online: <http://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/msma/content/titleinfo/3580771>).

Primärliteratur

Füetrer, Ulrich: Das Buch der Abenteurer. Teil 1: Die Geschichte der Ritterschaft und des Grals, nach der Handschrift A (Cgm. 1 der Bayerischen Staatsbibliothek) in Zusammenarbeit mit Bernd Bastert hrsg. von Heinz Thoelen, Göttingen 1997 (GAG 638).

Konrad von Würzburg: Kleinere Dichtungen II. Der Schwanritter. Das Turnier von Nantes, hrsg. von Edward Schröder, Berlin ³1959.

Konrad von Würzburg: Partonopier und Meliur, aus dem Nachlasse von Franz Pfeiffer hrsg. von Karl Bartsch, Berlin 1970.

Lohengrin. In: Cramer, Thomas: Lohengrin. Edition und Untersuchungen, München 1971, S. 189–572.

The Old French Crusade Cycle. Vol. II: ›Le Chevalier au Cygne‹ and ›La Fin d’Elias‹, ed. by Jan A. Nelson, Tuscaloosa 1985.

Wolfram von Eschenbach: Parzival. Studienausgabe, Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann, Übersetzung von Peter Knecht, Berlin/New York ²2003.

Sekundärliteratur

Beckers, Hartmut: Literatur am Klevischen Hof von 1174 bis 1542. Zeugnisse, Spuren, Mutmaßungen, in: ZfdPh 112 (1993), S. 426–434.

Bleck, Reinhard: Überlegungen zur Entstehungssituation der Werke Konrads von Würzburg, in denen kein Auftraggeber genannt wird. Wien 1987.

- Blöte, Jan Frederik David: Das Aufkommen des clevischen Schwanritters, in: ZfdA 42 (1898), S. 1–53.
- Blumenberg, Hans: Arbeit am Mythos. Frankfurt am Main 1990.
- Boor, Helmut de: Die Chronologie der Werke Konrads von Würzburg, insbesondere die Stellung des ›Turniers von Nantes‹, in: PBB 89 (1967), S. 210–269.
- Brandt, Rüdiger: Konrad von Würzburg. Darmstadt 1987.
- Brandt, Rüdiger: Konrad von Würzburg. Kleinere epische Werke, 2., neu bearb. und erweiterte Auflage, Berlin 2009.
- Brunner, Horst: Genealogische Phantasien. Zu Konrads von Würzburg ›Schwanritter‹ und ›Engelhard‹, in: ZfdA 110 (1981), S. 274–299.
- D’Elden, Stefanie Cain van: Das Erbrecht in Konrads von Würzburg ›Schwanritter‹, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 5 (1988/89), S. 227–238.
- Graf, Klaus: Genealogisches Herkommen bei Konrad von Würzburg und im ›Friedrich von Schwaben‹, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 5 (1988/89), S. 285–295.
- Kellner, Beate: Schwanenkinder – Schwanritter – Lohengrin. Wege mythischer Erzählungen, in: Friedrich, Udo/Quast, Bruno (Hrsg.): Präsenz des Mythos, Berlin/New York 2004, S. 131–154 (= Kellner 2004a).
- Kellner, Beate: Ursprung und Kontinuität. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter, München 2004 (= Kellner 2004b).
- Kokott, Hartmut: Konrad von Würzburg. Ein Autor zwischen Auftrag und Autonomie, Stuttgart 1989.
- Lamp, Friedrich: Die Schwanrittersage in der Literatur. Ratibor 1914.
- Müller, Jan-Dirk: Höfische Kompromisse. Acht Kapitel zur höfischen Epik, Tübingen 2007.
- Müller, Jan-Dirk: Rationalisierung und Mythisierung in Erzähltexten der Frühen Neuzeit, in: Wolfram-Studien 20 (2008), S. 435–456.
- Ruf, Theodor: Die Grafen von Rieneck. Genealogie und Territorienbildung, Bd. II: Herkunftstheorien und Systematik der Territorienbildung, Diss. Würzburg 1984.
- Schnütgen, Wiltrud: Literatur am clevischen Hof vom hohen Mittelalter bis zur frühen Neuzeit. Diss. Kleve 1990.
- Schulz, Armin: Poetik des Hybriden. Schema, Variation und intertextuelle Kombinatorik in der Minne- und Aventureepik, Berlin 2000.
- Schulz, Armin: Schwieriges Erkennen. Personenidentifizierung in der mittelhochdeutschen Epik, Tübingen 2008 (MTU 135).
- Strohschneider, Peter: Ur-Sprünge. Körper, Gewalt und Schrift im ›Schwanritter‹ Konrads von Würzburg, in: Wenzel, Horst (Hrsg.): Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter, Berlin 1997, S. 127–153.

- Wawer, Anne: Tabuisierte Liebe. Mythische Erzählschemata in Konrads von Würzburg ›Partonopier und Meliur‹ und im ›Friedrich von Schwaben‹, Köln 2000.
- Weidenkopf, Stefan: Poesie und Recht. Über die Einheit des Diskurses von Konrads von Würzburg ›Schwanritter‹, in: Cormeau, Christoph (Hrsg.): Deutsche Literatur im Mittelalter. Hugo Kuhn zum Gedenken, Stuttgart 1979, S. 296–337.

Anschrift der Autorin:

Meihui Yu M.A.
Ludwig-Maximilians-Universität München
Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften
Institut für Deutsche Philologie
Schellingstraße 3
D-80799 München
E-Mail: meihui.yu@campus.lmu.de